

Andreaskirche, 19.06.2016

Noch einmal möchte ich alle recht herzlich begrüßen, die Sie hier zum Gottesdienst in die Andreaskirche gekommen sind,

Es ist für mich sehr ungewohnt hier zu stehen, mit der Aufgabe eine „Predigt“ zu halten – zumal ich keine Theologin bin. Theologie fragt nach der Rede von und über Gott, das heißt *theo-logia* ja wörtlich übersetzt. Als Religionswissenschaftlerin frage ich hingegen immer nach der menschlichen Seite der Religion – warum und vor allem wie glauben Menschen in verschiedenen Kulturen und Zeiten an unsichtbare Wesen und Mächte? Was erzählen sie über ihre Erfahrungen mit diesen Mächten? Welche Feste feiern sie? Wie ist dies mit ihrem Alltag, der Politik, der Gesellschaft verbunden? Ob die religiösen Inhalte wahr und sinnvoll, nützlich oder gefährlich seien, ist hingegen eine Frage, die wir zurückstellen. Für meine Studentinnen und Studenten ist dies oft schwierig, gerade dann, wenn sie über keinerlei eigene Erfahrung mit Religion verfügen oder aber sich zu sehr einer Religion verpflichtet fühlen-. So hatte ich im vergangenen Winter Herrn Pfarrer Fincke und Frau Pfarrerin Schlemmer zu mir ins Einführungsseminar eingeladen zu Gesprächen mit den Studierenden – wir waren alle beeindruckt von der Offenheit und Kompetenz der „religiösen Spezialisten“, wie wir sie im Jargon unserer Wissenschaft nennen. Prompt folgte da die spontane Gegeneinladung, für die ich mich noch einmal herzlich bedanke – und so stehe ich jetzt hier, als wissenschaftliche Spezialistin mitten drin in meinem Untersuchungsgegenstand, der Religion. Und hoffe darauf, dass Sie mich in den folgenden Minuten bei diesem Experiment mit zwei Rollen, der distanzierten Wissenschaftlerin auf der einen, der Christin auf deren anderen Seite, mit Wohlwollen begleiten.

Ich habe mir ein Thema gewählt, das mich nicht nur als Wissenschaftlerin schon lange beschäftigt, sondern auch als Christin und Zeitgenossin fasziniert, gelegentlich auch erschreckt. Es ist dies die Vorstellung, dass die Welt in Kriegen und Naturkatastrophen vernichtet werde, wobei nur jene verschont bleiben sollen, die „gerecht“ gelebt haben und deshalb von Gott auserwählt sind. Allein sie werden in einer vollkommen erneuerten Schöpfung ewig bei Gott leben. Dies nennt man „Apokalyptik“, sowohl in der Theologie als auch der Religionswissenschaft. Obwohl es derartige Vorstellungen in

vielen Traditionen gibt, ist die westliche Apokalyptik ebenso wie jene des Islam auf jüdisch-christliche Texte zurückzuführen.

„Apokalypse“ heißt nicht etwa „Weltuntergang“, sondern „Enthüllung“ – denn so nannte ein Mann namens Johannes seine Visionen, die er ungefähr ums Jahr 100 unserer Zeit niederschrieb. Ich möchte Sie nun einladen, sehr konkret auf die menschliche Seite dieses Bibeltextes zu schauen. Dies kann, so hoffe ich, dabei helfen, aktuelle Formen der Apokalyptik, die sich in religiöser und anderer Gewalt ebenso zeigen wie in lähmender Angst, zu verstehen aber auch zu überwinden.

In deutschen Bibelübersetzungen wird die Schrift „Offenbarung des Johannes“ genannt. Sie steht am Ende des Neuen oder zweiten Testaments. Der Text ist so lang und komplex, dass er kaum im Gottesdienst gelesen wird – der Reformator Martin Luther soll ihn gar nicht gemocht haben. Sein Inhalt ist rasch erzählt: ein Prophet mit jüdischen Wurzeln – es ist nicht der gleichnamige Apostel Johannes – schreibt folgende Vision nieder: Naturkatastrophen und Kriege werden die Welt verwüsten – von Anfang an sind aber auserwählte Menschen dazu bestimmt, dies alles zu überleben. Der auferstandene Christus kommt zurück, verbannt alles Böse und den Teufel selbst unter die Erde. All jene, die für ihren Glauben gestorben sind, werden auferstehen und mit Christus zusammen herrschen. Doch nach 1000 Jahren wird diese Friedenszeit enden – der Teufel kommt noch einmal aus seinem Gefängnis und zettelt einen Krieg gegen die Gläubigen an. Die Heere versammeln sich zu einem letzten Kampf, den die Auserwählten gewinnen. Dann kommen *alle* Toten wieder aus ihren Gräbern und werden gerichtet „jeder nach seinen Taten“. Die einen sterben den „zweiten Tod“, für ewig in einen „Feuersee“ verbannt, die anderen hingegen werden zusammen mit der Schöpfung vollkommen erneuert: „Ich sah einen neuen Himmel und einen neue Erde ... Und die heilige Stadt, ein neues Jerusalem, sah ich vom Himmel herabkommen von Gott her“ so heißt es in der letzten Vision (22,1).

Die Grundidee vom endzeitlichen Gericht findet sich auch an anderen Stellen des Neuen Testaments. Sie ist Teil des christlichen Glaubensbekenntnisses geworden: Der Auferstandene, heißt es dort, „sitzt zur Rechten Gottes, von dort wird er kommen zu richten die Lebenden und die Toten“. Nirgends allerdings sind die Details dieser Hoffnung so drastisch ausgemalt wie in der Apokalypse des Johannes. Der Autor kannte

die prophetischen Schriften der jüdischen Tradition sehr gut. In dieser Tradition hatte es immer wieder Katastrophen gegeben: Kriege, Unterdrückung, Vertreibung, Zerstörung des Tempels, Exil. Und es ist eine Eigenheit der jüdischen Religion, angesichts von derartigen Katastrophen nicht zu verstummen, sondern Worte zu finden, um das Entsetzen und die Klagen, aber auch den Zorn auf die Feinde und die Hoffnung auf Gerechtigkeit auszudrücken. Wir haben ein eindrückliches Beispiel aus dem Propheten Jesaja gehört (Jes 25,6-12)

Johannes allerdings reagierte auf eine Katastrophe, die alles Dagewesen bei weitem zu übertreffen schien, und die er möglicherweise persönlich miterlebt hatte: In Judäa hatte sich ein Teil der Bevölkerung gegen die römische Besatzung aufgelehnt, gleichzeitig kam es zu Konflikten zwischen radikalen und kompromissbereiten Fraktionen innerhalb des Judentums; Jesus selbst und seine ersten Anhänger lebten in dieser Zeit. Im Jahr 70 hatten die Römer dann endgültig genug, sie schickten 60 000 Soldaten, belagerten und zerstörten die Stadt mit äußerster Grausamkeit, entweihten den Tempelbezirk, der Tempel selbst brannte nieder. In den reichen und blühenden Städten der Westküste der heutigen Türkei müssen damals viele Flüchtlinge aus Palästina eingetroffen sein. Unter ihnen war vielleicht auch Johannes, der zu den Jesus-Anhängern gehörte. Seine Vision schreibt er nach eigener Auskunft auf der Insel Patmos nieder, die nicht weit von dieser Küste entfernt liegt. Vermuten wir, dass er den jüdischen Krieg, vielleicht aber auch spätere jüdische Aufstände und deren blutige Niederschlagung miterlebt hat, können wir die Brutalität seiner visionären Bilder verstehen, die Phantasien über die grausame Vernichtung aller „Ungerechten“, ebenso wie die brennende Sehnsucht nach einem neuen Jerusalem.

Trotzdem bleibt die Figur des Johannes zumindest für unser modernes Empfinden auch fremd, vielleicht sogar unsympathisch. Bescheidenheit ist seine Sache nicht: Gleich zu Beginn preist er alle selig, die seine Visionen lesen (Offb 1,3). Am Ende heißt es: „Ich bezeuge es jedem, der die Worte der Weissagung, die in diesem Buch aufgeschrieben sind, hört: Wer ihnen etwas hinzufügt, dem wird Gott die Plagen zufügen, die in diesem Buch aufgeschrieben sind.“ (22,18) An sieben Gemeinden, alle an der Küste der heutigen Türkei gelegen, schreibt er seine Visionen, und zwar als Warnung. Die Christen dort sind „zu lau“, es gibt Konkurrenten für ihn – falsche Propheten – und vor allem, zu viel Anpassung; es droht aus seiner Sicht Verlust der erst neu gewonnen und noch

umstrittenen jüdisch-christlichen Identität. Speisegebote und das Verbot gemischter Ehen oder von Sexualität an sich würden nicht eingehalten. Überhaupt - die Frauen: Das allerschlimmste ist für Johannes eine weibliche Prophetin, die als Lehrerin auftritt, ihr wird mit grausamer Vernichtung gedroht. (2,1-26) Und natürlich ist das Symbol für den allergrößten Feind, die politische Macht und der kulturelle und religiöse Einfluss Roms, eine Frau: Die berühmte „Hure Babylon“ (17,1-15)

Das schöne Leben in den griechischen Städten des römischen Imperiums, mit ihren öffentlichen Brunnen und Kanalisationssystemen, den Göttertempeln und Festen, den Bibliotheken und internationalen Handelshäfen, sagt dem Johannes nichts. Dies alles soll vernichtet werden, denn die Götter sind Dämonen und Reichtum und freier Handel *per se* verderblich (z.B. 3,17). Allerdings: in seinen eigenen Visionen ist alles voll glänzender Metalle, bunter Edelsteine und feiner weißer Kleider. Es ist zu vermuten, dass er nicht ganz unempfänglich war für die Ästhetik der „Hure Babylon“. So kommt einem der Gedanke, ob sein Problem vielleicht gar nicht der jüdische Krieg, sondern persönliche Kränkung sein könnte: Seine radikale Version des Christentums konnte er als einer von vielen umherwandernden Propheten nicht verwirklichen, intellektuell begabt und gebildet, fand er dennoch keinen Platz in der alteingesessenen Gesellschaft der griechischen Städte, schließlich wurde er vielleicht sogar von den römischen Behörden als Unruhestifter auf die Insel Patmos verbannt. Eine solche Kränkung ist nicht zu verharmlosen – sie ist ein Trauma, genau wie ein Krieg, und auch sie kann uns die Unversöhnlichkeit der Visionen verständlich machen. Denn Johannes sehnt sich nicht nur nach einem wiederhergestellten Jerusalem, sondern nach einer ganz anderen Welt, die gerecht ist und in der sich niemand von Gott verlassen fühlt. In seiner letzten Vision schreibt er:

„Siehe, die Wohnung Gottes bei den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und Gott selbst wird mit ihnen sein, ihr Gott. Und abwischen wird er jede Träne von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid, kein Geschrei und keine Mühsal wird mehr sein; denn was zuerst war, ist vergangen.“  
(21,3-4)

Hier zitiert er den alten jüdischen Propheten Jesaja (Jesn25,8)– doch etwas ist auch neu: Anders als Jesaja, der das jüdische Volk und seinen Gott im Mittelpunkt sieht, schreibt

Johannes, ganz allgemein, von „den Menschen“ – das ist ein großer Anspruch, aber auch eine große Chance im gesellschaftlich und ethnisch so vielfältigen römischen Kaiserreich. Dieser kluge und kreative Außenseiter, denn ein solcher war er gewiss, verstand es, alte Tradition, individuelle und kollektive traumatische Erfahrung und den „Zeitgeist“ zu verknüpfen. So schrieb er einen Text, der Menschen in vergleichbaren Situationen über Jahrtausende weg immer wieder ansprechen wird. Seine poetischen Bilder sind von solcher Kraft, weil sie – stellt man sie sich wirklich vor Augen – jegliche Realität transzendieren: Als zu Beginn seiner Vision niemand das Buch mit den sieben Siegeln öffnen kann, weint Johannes. Da sagt eine Stimme zu ihm „Weine nicht! Siehe, den Sieg errungen hat der Löwe aus dem Stamm Davids; er kann das Buch und seine sieben Siegel öffnen.“ Der Messias, löwenhaft, hat also gesiegt und wird das Buch gleich öffnen–. Doch nein, der Übergang zum nächsten Bild wirkt wie ein rascher Filmschnitt: aus dem Löwen wird „ein Lamm, das geschlachtet zu sein schien, es hatte sieben Hörner und sieben Augen...“ und dieses Lamm wird die Siegel öffnen (5,6 ff.) Das ist nicht nur ein ästhetisch faszinierend surreales Bild. Es ist der Versuch beides zusammen zu bringen, größte Kraft – den Löwen; und größte Hingabe: das geschlachtete Lamm. Wir wissen alle, dass uns dies nur in den seltensten Fällen gelingt. Meist überwiegt das eine oder das andere. So ist es auch mit der Lektüre und Wirkung der Johannes-Apokalypse. Sie kann und zum Skript und zur Legitimation brutaler Kriege werden – oder einer selbstzerstörerischen und arroganten Märtyrerrolle. Sie kann aber auch als Zeugnis dafür gelten, dass die Sehnsucht aller Menschen nach einer gerechten Welt und nach Gottes Nähe stärker ist als die Angst vor Krieg und Weltuntergang. Dafür müssen Löwe und Lamm zusammenwirken, auch in unserem Innern.

Amen

katharina.waldner@uni-erfurt.de

### Lese-Tipps

Die Bibel: Jesaja 24-26; Offenbarung des Johannes ([www.bibelwissenschaft.de](http://www.bibelwissenschaft.de))

Pagels, Elaine, Apokalypse: Das letzte Buch der Bibel wird entschlüsselt. München: dtv 2013

Schipper, Bernd U./Plasger, Georg (Hrsg.), Apokalyptik und keine Ende? Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.